

*Alexandre Dumas*  
Ein Liebesabenteuer



*Alexandre Dumas*

EIN LIEBESABENTEUER

Aus dem Französischen übersetzt  
von Roberto J. Giusti

Nachwort von Romain Leick

MANESSE VERLAG  
ZÜRICH



Eines Morgens im Herbst 1856 öffnete mein Diener – ich hatte ihm ausdrücklich Anweisung gegeben, mich nicht zu stören – die Tür meines Arbeitszimmers, und da ich höchst vielsagend das Gesicht verzog, meinte er: «Monsieur, sie ist ausgesprochen hübsch.»

«Wer denn, du Schwachkopf?»

«Die Person, wegen der ich mir erlaube, Monsieur zu stören.»

«Hübsch oder nicht, was schert es mich? Du weißt sehr wohl, dass ich für niemanden zu sprechen bin, wenn ich arbeite.»

«Und außerdem kommt sie», so fuhr er fort, «auf Empfehlung eines Freundes von Monsieur.»

«Wie heißt dieser Freund?»

«Er wohnt in Wien.»

«Wie dieser Freund heißt?»

«Ach Monsieur, ein komischer Name, ein Name wie ‹Rubin› oder ‹Diamant›.»

«Saphir<sup>1</sup>?»

«Jawohl, Monsieur, Saphir, so heißt er.»

«Dann ist es etwas anderes; führ sie hinauf ins Atelier und bring mir einen Hausmantel herunter.»

Mein Diener ging hinaus.

Ich hörte, wie leichte Schritte an meiner Tür vorü-

bergingen; alsbald kam Monsieur Théodore herunter, meinen Hausmantel über dem Arm.

Wenn ich einem Diener ein solches Zeichen der Wertschätzung zuteilwerden lasse, nämlich ihn «Monsieur» zu nennen, dann weil er sich entweder durch Dummheit oder durch Listigkeit hervortut.

Drei Exemplare dieser Gattung, wie sie einem schöner nicht begegnen, habe ich um mich gehabt: Monsieur Théodore, Monsieur Joseph und Monsieur Victor.

Monsieur Théodore war lediglich dumm, das jedoch auf vortreffliche Weise.

Letzteres halte ich hier nur nebenbei fest, damit die Herrschaft, bei der er derzeit in Diensten ist, so er denn überhaupt eine Herrschaft hat, ihn nicht mit den beiden anderen verwechselt.

Im Übrigen hat die Dummheit gegenüber der Listigkeit einen großen Vorteil: Man sieht immer recht bald, dass man einen Dummkopf zum Diener hat, aber man bemerkt immer zu spät, dass man einen Spitzbuben zum Diener hat.

Théodore hatte seine Günstlinge; meine Tafel ist immer von so großem Umfang, dass zwei oder drei Freunde mit daran Platz nehmen können, auch wenn sie unangemeldet erscheinen. Nicht immer erwartet sie ein gutes Mahl, aber immer ein guter Empfang.

An den Tagen nun, an denen es nach Monsieur Théodores Geschmack gutes Essen gab, setzte Monsieur Théodore diejenigen unter meinen Freunden oder Bekannten, die er den anderen vorzog, davon in Kenntnis.

Allerdings sagte er je nach dem Grad der Feinsinnigkeit der Betreffenden zu den einen: «Monsieur Dumas hat heute Morgen gesagt: ‹Es ist lange her, dass ich den werten Soundso zuletzt gesehen habe; es wäre schön, wenn er mich fragen würde, ob er sich heute bei mir zum Diner einfinden könnte.›»

Und in der Gewissheit, einem Wunsch zu entsprechen, fand sich der Freund zum Diner ein.

Bei den anderen, weniger feinsinnigen begnügte Théodore sich damit, sie mit dem Ellbogen anzustoßen und zu sagen: «Heute gibt es etwas Gutes zu essen; kommen Sie doch.»

Und der Freund, der ohne diese Einladung wahrscheinlich nicht gekommen wäre, stellte sich daraufhin zum Diner ein.

Ich führe hier nur dieses eine Detail der komplexen Persönlichkeit des Monsieur Théodore an; wollte ich das Porträt vervollständigen, würde ich ein ganzes Kapitel dafür brauchen.

Nun also zurück zu dem von Théodore gemeldeten Besuch.

Mit meinem Hausmantel bekleidet, wagte ich mich zum Atelier hinauf. In der Tat traf ich dort eine bezaubernde junge Frau an, sie war von hohem Wuchs und hatte einen strahlend weißen Teint, blaue Augen, braunes Haar und wunderschöne Zähne; sie trug ein perlgraues, hochgeschlossenes Taftkleid, ein Tuch von arabischem Schnitt und Stoff und einen dieser bezaubernden Hüte, die beim Pariser Geschmack leider ein wenig in Ungnade gefallen sind und die selbst hässlichen oder nicht mehr ganz jungen Frauen so gut

stehen, dass man sie in Deutschland «der letzte Versuch»<sup>2</sup> nennt.

Die Unbekannte reichte mir einen Brief, auf dessen Umschlag ich das unleserliche Gekritzelt des armen Saphir erkannte.

Ich steckte den Brief in die Tasche.

«Ach», sagte die Besucherin mit stark ausgeprägtem fremdländischem Akzent, «Sie lesen ihn nicht?»

«Unnötig, Madame», antwortete ich, «ich habe die Handschrift wiedererkannt, und Ihr Mund ist so reizend, dass ich aus ihm zu hören begehre, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft.»

«Nun, ich hatte den Wunsch, Sie zu sehen, das ist alles.»

«Wie schön! Sie haben doch nicht eigens dafür die Reise von Wien hierher unternommen?»

«Wer sagt Ihnen das?»

«Meine Bescheidenheit.»

«Pardon, aber als bescheiden gelten Sie eigentlich nicht.»

«Nun ja, es gibt Tage, da bin ich eitel.»

«Welche sind das?»

«Die, an denen andere über mich urteilen und an denen ich selbst mich vergleiche!»

«Mit denen, die über Sie urteilen?»

«Sie sind geistreich, Madame ... So machen Sie sich doch die Mühe, Platz zu nehmen.»

«Wenn ich nur hübsch wäre, hätten Sie mich also nicht dazu aufgefordert?»

«Nein, dann hätte ich Sie zu etwas anderem aufgefordert.»



«Gott, was sind die Franzosen eingebildet.»

«Das ist nicht unbedingt ihr Fehler.»

«Nun, als ich Wien verließ, um nach Frankreich zu kommen, wünschte ich mir nur eines.»

«Und das wäre?»

«Einfach nur Platz zu nehmen, und nichts weiter.»

Ich stand auf und verneigte mich.

«Hätten Sie wohl die Güte, mir zu sagen, mit wem ich die Ehre habe?»

«Ich bin Bühnenkünstlerin, ungarischer Nationalität; ich heiße Madame Lilla Bulyowsky<sup>3</sup>; ich habe einen Gatten, den ich liebe, und ein Kind, das ich vergöttere. Hätten Sie den Brief unseres gemeinsamen Freundes Saphir gelesen, darin hat er Ihnen das alles mitgeteilt.»

«Glauben Sie, dass es unvorteilhaft für Sie war, es mir selbst zu sagen?»

«Ich weiß es nicht; mit Ihnen nimmt das Gespräch so eigenartige Wendungen!»

«Es steht Ihnen frei, es wieder auf einen Weg zu bringen, der Ihnen zusagt.»

«Wie schön! Denn Sie versetzen ihm ständig Rippenstöße, um es in die rechte oder linke Richtung zu drängen.»

«Vor allem in die linke.»

«Das ist genau die Richtung, die ich nicht einschlagen will.»

«Schreiten wir also geradeaus und auf rechtem Weg dahin.»

«Ich fürchte nur, dass Ihnen das nicht möglich ist.»

«Doch, doch, Sie werden schon sehen ... Sagen Sie nochmals, was Sie vorhin gesagt haben; Sie sind ...?»

«Bühnenkünstlerin.»

«Was spielen Sie?»

«Alles: Drama, Komödie, Tragödie. Ich habe zum Beispiel fast alle Ihre Stücke gespielt, von ‹Catherine Howard› bis ‹Mademoiselle de Belle-Isle›<sup>4</sup>.»

«Und an welchem Theater?»

«Dem von Pest.»

«Also in Ungarn?»

«Ich sagte Ihnen doch, dass ich Ungarin bin.»

Ich stieß einen Seufzer aus.

«Sie seufzen?», fragte Madame Bulyowsky.

«Allerdings; eine der bezauberndsten Erinnerungen meines Lebens ist mit einer Ihrer Landsmänninnen verknüpft.»

«Da sehen Sie! Nun drängen Sie uns schon wieder nach links.»

«Das Gespräch, aber doch nicht Sie. Stellen Sie sich also vor ... Aber nein, fahren Sie fort.»

«Nicht doch. Sie wollten eine Geschichte erzählen; erzählen Sie sie.»

«Wozu?»

«Na, um mich zu unterhalten! Lesen kann Sie jeder, aber Sie zu hören ist nicht jedem vergönnt.»

«Sie wollen mich bei meinem Stolz packen.»

«Ich will Sie nirgendwo packen.»

«Dann befassen wir uns lieber nicht mit mir. Sie sind also Bühnenkünstlerin, Sie sind der Nationalität nach Ungarin, Sie heißen Madame Lilla Bulyowsky,

Sie haben einen Gatten, den Sie lieben, ein Kind, das Sie vergöttern, und Sie kommen nach Paris, um mich zu sehen.»

«Zunächst einmal.»

«Sehr schön; und danach?»

«Möchte ich sehen, was man in Paris so sieht.»

«Und wer zeigt Ihnen alles, was man in Paris so sieht?»

«Sie, wenn Sie wollen.»

«Sie wissen aber, was die Leute sagen werden, noch ehe man uns drei Mal zusammen gesehen hat ...»

«Nämlich?»

«Dass Sie meine Geliebte sind.»

«Was macht das schon?»

«Recht so!»

«Zweifellos ist es recht so; wer mich kennt, weiß ohnehin, dass es nicht stimmt, und was kümmert es mich, was Leute sagen, die mich nicht kennen?»

«Sie sind eine Philosophin.»

«Nein, ich bin nur logisch. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt; man hat mir so oft gesagt, ich sei hübsch, dass ich mir dachte, besser, ich glaube es, solange es wahr ist, als später, wenn es nicht mehr stimmt. Sie meinen doch nicht etwa, ich hätte Pest verlassen und wäre ganz allein, sogar ohne Kammermädchen, nach Paris gekommen in der naiven Überzeugung, man werde schon nicht über mich herziehen? Nun, das hat mich nicht abgehalten; sollen sie über mich herziehen! Meine Kunst geht vor!»

«Was Sie nach Paris führt, ist also ein künstlerisches Anliegen?»

«Nichts anderes; ich wollte eure großen Dichter kennenlernen, um zu sehen, ob sie den unseren ähneln, und eure großen Bühnenkünstler, um zu sehen, ob es für mich etwas von ihnen zu lernen gibt; ich habe Saphir um einen Brief für Sie gebeten, er gab ihn mir, und da bin ich. Können Sie mir ein paar Stunden widmen?»

«So viele Stunden Sie wollen.»

«Nun denn, ich habe einen Monat, den ich in Paris bleiben kann, sechstausend Franc, um sie für meine Einkäufe sowie für mein Vergnügen auszugeben, und tausend Franc, um damit nach Pest zurückzukehren. Tun Sie so, als hätte Saphir Ihnen einen Studenten aus Leipzig oder Heidelberg geschickt statt einer Bühnenkünstlerin aus Pest, und treffen Sie entsprechend Ihre Arrangements.»

«Sie werden also mit mir zu Abend essen?»

«Immer dann, wenn Sie frei sind.»

«An diesen Tagen gehen wir ins Theater.»

«Sehr gut.»

«Legen Sie Wert darauf, dass eine dritte Person dabei ist?»

«Nicht den geringsten.»

«Und es ist Ihnen gleichgültig, was die Leute über uns reden?»

«Hätten Sie Saphirs Brief gelesen, dann hätten Sie gesehen, dass diesem Thema ein ganzer Absatz gewidmet ist.»

«Ich werde Saphirs Brief lesen.»

«Wann denn?»

«Wenn Sie gegangen sind.»

«Dann geben Sie mir zwei oder drei Empfehlungsbriefe, und ich gehe: einen für Lamartine<sup>5</sup>, einen für Alphonse Karr<sup>6</sup> und einen für Ihren Sohn. Apropos: ich habe seine ›Kameliendame‹<sup>7</sup> gespielt, ich meine, die von Ihrem Sohn.»

«Für ihn brauche ich Ihnen keinen Brief zu geben; wir können morgen Abend zusammen essen, wenn Sie möchten.»

«Sehr gern. Übrigens hat man mir erzählt, dass Madame Doche<sup>8</sup> in der ›Kameliendame‹ ganz bezaubernd war.»

«Madame Doche wird mit uns essen und es übernehmen, Sie irgendwohin auszuführen.»

«Wohin denn?»

«Wohin sie will. Man muss in dieser Welt auch mal etwas dem Zufall überlassen.»

«Eines Tages erzählen Sie mir Ihre Geschichte mit meiner Landsmännin.»

«Wenn Ihnen das denn Freude macht ...»

«Gewiss doch.»

«Wann?»

«Wenn ich Sie darum bitte.»

«Wunderbar!»

«Und jetzt zu meinen Briefen: Sie müssen wissen, dass ich seit sechs Jahren für diese Reise nach Paris spare. Ich komme wahrscheinlich niemals wieder, ich habe keine Zeit zu verlieren.»

Ich ging in mein Arbeitszimmer hinunter und schrieb die zwei oder drei Briefe, um die Madame Bulyowsky mich gebeten hatte; ich stieg wieder hinauf und überreichte sie ihr.

Ich wollte ihr gerade einen Handkuss geben, als sie mich ohne Umstände auf beide Wangen küsste.

«Habe ich Ihnen nicht angekündigt, dass Sie es mit einem Studenten aus Leipzig oder Heidelberg zu tun haben?»

«Doch.»

«Also nach deutscher Art: Handschlag oder Umarmung.»

«Dann schon lieber die Umarmung; es gibt in Frankreich eine Redensart über schlechte Entlohnung, die lautet, dass man nehmen muss, was man kriegen kann.<sup>9</sup> Dann also bis morgen, zum Diner.»

«Bis morgen, zum Diner. Wo?»

«Hier.»

«Um welche Zeit?»

«Um sechs Uhr.»

«Sehr gut; nehmen Sie es mir bitte nicht übel, wenn ich mich um ein paar Minuten verspäte.»

«Folglich darf ich es Ihnen auch nicht zugutehalten, wenn Sie ein paar Minuten zu früh dran sind?»

«Nein, denn es macht mir Freude, mit Ihnen zusammen zu sein, und wenn ich zu früh dran bin, dann zu meinem eigenen Vergnügen. Bis morgen.»

Und sie stieg beschwingt die Treppe hinab, drehte sich aber auf dem Treppenabsatz um, um mir ein letztes Mal freundschaftlich zuzuwinken.

An der Tür zu meinem Arbeitszimmer stieß ich auf Monsieur Théodore, der lächelnd und mit weit aufgerissenen Augen dastand.

«Nun, Monsieur sieht, dass ich nicht ganz so blöd bin, wie er sagt?»

«Nein», gab ich zurück, «Sie sind noch dümmer, als ich glaubte.»

Damit betrat ich mein Arbeitszimmer und ließ ihn bass erstaunt zurück.





## II

Einen Monat lang aß ich zwei- oder dreimal die Woche mit Madame Bulyowsky zu Abend, und zwei- oder dreimal die Woche begleitete ich sie ins Theater.

Ich muss sagen, dass unsere *étoiles*<sup>10</sup> sie kaum beeindruckten, Rachel<sup>11</sup> ausgenommen. Madame Ristori<sup>12</sup> war nicht in Paris.

Eines Morgens kam sie zu mir.

«Ich reise morgen ab», sagte sie.

«Warum reisen Sie morgen ab?»

«Weil mir gerade noch genug Geld bleibt, um nach Pest zurückzukehren.»

«Brauchen Sie welches?»

«Nein; in Paris habe ich gesehen, was ich wollte.»

«Wie viel haben Sie noch?»

«Tausend Franc.»

«Das ist um die Hälfte mehr, als Sie brauchen.»

«Nein; denn ich fahre nicht direkt nach Wien.»

«Lassen Sie mal Ihre Reiseroute hören!»

«Bitte sehr: Ich fahre nach Brüssel, Spa und Köln; dann rheinaufwärts bis nach Mainz, und von dort nach Mannheim.»

«Was zum Teufel wollen Sie in Mannheim? Werther hat sich dort eine Kugel in den Kopf gejagt, und Charlotte ist verstorben.»<sup>13</sup>

«Ich werde Madame Schröder<sup>14</sup> aufsuchen.»  
«Die Tragödin?»  
«Ja, kennen Sie sie?»  
«Ich habe sie einmal in Frankfurt spielen sehen; aber ihre beiden Söhne und ihre Tochter kenne ich gut.»  
«Ihre beiden Söhne?»  
«Ja.»  
«Ich kenne nur einen, Devrient<sup>15</sup>.»  
«Den Schauspieler; ich kenne auch den anderen, den Priester, der in Köln wohnt, hinter der Kirche Sankt Gereon<sup>16</sup>. Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen einen Brief für ihn mit.»  
«Danke, es geht mir um seine Mutter.»  
«Was wollen Sie von ihr?»  
«Ich bin Ungarin, das habe ich Ihnen schon gesagt; ich spiele Komödien, Dramen und Tragödien auf Ungarisch. Nun bin ich es aber leid, nur sechs oder sieben Millionen Zuschauer anzusprechen; ich möchte auf Deutsch Theater spielen und damit dreißig oder vierzig Millionen Menschen erreichen. Und dazu will ich Madame Schröder aufsuchen, ich will mit ihr eine Szene auf Deutsch probieren, und wenn sie mir Hoffnung macht, dass ich in einem Jahr gemeinsamer Arbeit den Akzent ablegen kann, den ich noch habe, dann verkaufe ich ein paar Diamanten, wohne jeweils in der Stadt, in der sie wohnt, folge ihr als Gesellschaftsdame, als Kammermädchen, wenn sie das will, und nach einem Jahr werde ich die Bühnen Deutschlands erobern ... Aber was haben Sie denn?»  
«Was ich habe? Ich bewundere Sie.»  
«Nein, Sie bewundern mich nicht wirklich, Sie fin-

den das eher einfach: Ich bin furchtbar ehrgeizig, ich hatte große Erfolge, und ich will noch größere.»

«Bei Ihrer Willenskraft werden Sie die haben.»

«Heute essen wir zusammen zu Abend, nicht wahr? Wir gehen ein letztes Mal ins Theater; Sie geben mir ein paar Briefe für Brüssel, denn dort mache ich einen oder zwei Tage halt und schicke mein ganzes Gepäck nach Wien voraus; wir sagen einander Adieu, dann reise ich ab.»

«Warum sollen wir einander Adieu sagen?»

«Aber das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Weil ich abreise.»

«Mir ist ein Gedanke gekommen.»

«Und der wäre?»

«Ich habe in Brüssel zu tun. Und statt Ihnen Briefe zu geben, reise ich mit Ihnen; allein werden Sie sich zu Tode langweilen, machen Sie sich nichts vor.»

Sie fing an zu lachen.

«Ich war sicher, dass Sie mir das vorschlagen würden», sagte sie.

«Und Sie waren von vornherein entschlossen, darauf einzugehen?»

«Ehrlich gesagt, ja. Ich habe Sie eben sehr gern.»

«Danke.»

«Und wer weiß, ob wir einander jemals wiedersehen! Also abgemacht, wir reisen morgen.»

«Also morgen, einverstanden; mit welchem Zug?»

«Mit dem um acht Uhr morgens. Ich muss los.»

«Schon?»

«Ich habe enorm viel zu tun; der letzte Tag, Sie verstehen ... Apropos ...»

«Was?»  
«Wir fahren nicht zusammen, wir treffen uns dort per Zufall ...»  
«Warum das denn?»  
«Weil ich mit Bekannten fahre.»  
«Mit Bekannten aus Wien?»  
«Ja.»  
«Ihr Gewissen genügt Ihnen also nicht mehr?»  
«Es sind Dummköpfe.»  
«Fällt uns nichts Besseres ein?»  
«Das Bessere ist der Feind des Guten.»  
«Fahren Sie doch morgen Abend statt morgen früh.»  
«Dann fahren die Wiener auch erst morgen Abend, denn sie sind fest entschlossen, mit mir zu fahren.»  
«Und bis wohin fahren sie mit?»  
«Bloß bis Brüssel.»  
«Warten Sie; wir machen es folgendermaßen: Wir fahren beide morgen Abend.»  
«Sie bestehen darauf?»  
«Ich bestehe darauf; das können Sie doch wirklich für mich tun, Teufel auch! So viel war es bislang ja nicht.»  
«Soll das ein Vorwurf sein?»  
«Nein, nur eine Feststellung.»  
«Also machen Sie Ihren Vorschlag, und dann sehen wir weiter.»  
«Wir nehmen also den Zug morgen Abend; es kommt nicht einmal zu einer Begegnung; Sie steigen mit Ihren Wienern in irgendeinen Waggon; ich sehe Sie einsteigen und weise einen der Bahnangestellten auf Sie hin; ich steige meinerseits allein in einen Waggon; beim

zweiten oder dritten Halt klagen Sie darüber, dass Sie am Ersticken sind; der Bahnangestellte bietet Ihnen an, in einen nicht so vollen Waggon umzusteigen; Sie gehen darauf ein, Sie kommen in den meinen, wo Sie alle Luft bekommen, die Sie brauchen ... und wo Sie die ganze Nacht ruhig schlafen.»

«Und wo ich ruhig schlafe?»

«Ehrenwort.»

«Das ließe sich in der Tat so arrangieren.»

«Arrangieren wir's?»

«Abgemacht.»

«Dann bis heute Abend?»

«Nein, bis morgen.»

«Wollten wir nicht zusammen Abend essen?»

«Unmöglich; wenn ich am Abend fahre, muss ich mit meinen Wienern Abend essen.»

«Dann sehen wir uns erst am Zug wieder?»

«Ich werde versuchen, im Laufe des Tages noch bei Ihnen vorbeizuschauen.»

«Schauen Sie nur.»

Ich gewöhnte mich allmählich daran, dass unter diesem Taft und unter dieser Seide, wo ich eine hübsche Frau vermutet hatte, ein bezaubernder Kamerad zu entdecken war.

Wir gaben einander die Hand, und Lilla brach auf.

Am nächsten Tag erhielt ich folgende kurze Nachricht:

Unmöglich, Sie aufzusuchen, ich schlage mich mit meinen Schneiderinnen und meinen Modehändlerinnen herum. Ich nehme genug mit, um in Pest einen



Alexandre Dumas

## **Ein Liebesabenteuer**

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 208 Seiten,  
12,5 x 20,0 cm  
ISBN: 978-3-7175-2190-7

Manesse

Erscheinungstermin: November 2014

Dichter in den besten Jahren trifft junge Schauspielerin – Alexandre Dumas gestaltet aus einer privaten Episode eine hinreißende Erzählung um Eros und platonische Leidenschaft. Zwei verwandte Seelen umkreisen sich in inniger Hingabe an den schönsten Schauplätzen des alten Europa. Eine Begegnung, wie sie in jedem Leben nur einmal vorkommt.

Paris, im Herbst 1856: Alexandre Dumas erhält überraschend Besuch von einer zauberhaften Frau, Lilla Bulyowsky, eine fünfundzwanzigjährige Schauspielerin aus Budapest. Ohne Umschweife bittet sie Dumas, sie in die Welt der französischen Künstler einzuführen. Aber nur das, und nicht mehr, betont sie gegenüber dem galant auftretenden Schriftsteller: „Ich habe einen Gatten, den ich liebe, und ein Kind, das ich vergöttere.“

Als Lilla einen Monat später aufbricht, beschließt Dumas, sie zu begleiten. Ob auf der Grand-Place in Brüssel oder während der romantischen Schiff fahrt auf dem Rhein, es herrscht ein beständiges erotisches Knistern. Schafft es der charismatische Lebemann doch noch, die Mimim zu erobern? Flinkzüngige Wortwechsel, schräge Figuren und eine Vielzahl heiterer Anekdoten erheben dieses Buch zu einem fulminanten Lesevergnügen.